



Predigten – von Hauptpastor Alexander Röder

3. Sonntag nach Trinitatis 17. Juni 2018 1. Johannes 1, 5 – 2, 6

Kantate J.S. Bach: Jesu, der du meine Seele

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Liebe Gemeinde,

ach, wie gern verklären wir die Vergangenheit.

„Gib uns in dieser schlaffen und glaubensarmen Zeit die scharf geschliffenen Waffen der ersten Christenheit“ fleht in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts der lutherische Erweckungstheologe Philipp Spitta zum Heiligen Geist. Schmerzlich empfand Spitta zu seiner Zeit die Folgen des subjektivistischen Glaubens im Protestantismus, der mit dem Pietismus auch ins Luthertum Einzug gehalten hatte und seit der Aufklärung zuerst unter den Gebildeten die Menschwerdung Gottes und erst recht sein Leiden, sein Kreuz und Auferstehen für das Heil völlig unwichtig fand. Christentum war zuerst eine Ethik. Wovon sollte ich erlöst werden müssen und warum ausgerechnet durch den grausamen Kreuzestod eines Mannes, der Gottes Sohn und am Ende Gott selbst sein sollte? 18. Jahrhundert, und bis heute für viele überzeugend.

Dagegen also die scharf geschliffenen Waffen der ersten Christenheit?

Ach, wer gern hat man offensichtlich zu allen Zeiten die Vergangenheit verklärt.

Wie glücklich, so glaubte man in Spittas Kreisen, waren die Menschen, die zu früheren Zeiten hatten leben und glauben dürfen – in der Reformationszeit

etwa, als Kirche und Theologie gefegt und erneuert wurden und man sich nach mehr als tausend Jahren Kirchengeschichte mit verfälschender Theologie endlich wieder an die Anfänge erinnerte, als alles noch rein und unverfälscht war.

Das erste Jahrhundert hielten und halten manche Menschen für so etwas wie die Flitterwochen der jungen Kirche. Vom Heiligen Geist geführt war sie voller Heiligkeit und Einigkeit. Worte wie die aus der Apostelgeschichte, dass „alle alles gemeinsam hatten“ oder alle „ein Herz und eine Seele waren“, befeuern diese Vorstellung bis heute.

Es war gewiss eine außerordentlich spannende Zeit voller Erwartungen und Glaubenszuversicht, voller Wunder und Offenbarungen und einem gewaltigen Zulauf von Menschen zu diesem neuen Glauben. Doch wo unterschiedliche Menschen über das Neue und Ungeheuerliche des christlichen Glaubens nachdachten, kamen sie schnell auch zu unterschiedlichen Interpretationen des Geschehens und der Person, die im Zentrum dieses Glaubens steht: Jesus Christus. Wer ist der? Woher kommt er? Wie ist sein Verhältnis zu Gott? Was an seinem Reden und Tun ist wichtig? Was an seinem Schicksal vielleicht sogar von Bedeutung für unser Heil? Wie können wir ihm genügen? Wir merken doch, wann wir Fehler machen, unredlich sind oder unfreundlich, dass wir hassen, ausgrenzen, unseren Vorteil suchen. Wie geht das mit dem Glauben zusammen?

Unsere heutige Epistel aus dem 1. Johannesbrief gehört nicht zu den Texten, die auf den großen Bühnen dieser Welt gegeben werden. Es wird auch nicht allzu viele Menschen geben, die diese Verse zu ihren biblischen Lieblingstexten zählen. Doch was wir hier entnehmen können, ist bei

mehrmaligem Lesen (keine Sorge, das erspare ich Ihnen jetzt) erhellend, auch wenn dauernd von Sünde die Rede ist. Im Hintergrund dieser Worte steht ein handfester Streit über all die Fragen, die ich eben rhetorisch gestellt habe. In der Folge des Streites war es zu einer Spaltung innerhalb der noch ganz jungen Kirche gekommen. Die Flitterwochen waren damit ziemlich schnell vorüber.

Was der Verfasser des Briefes, der sich bewusst die Autorität des Evangelisten Johannes als eines Wegbegleiters, Zeugen und geliebten Freundes Jesu Christi leiht, beschwört, ist die Möglichkeit Jesu, Sünden zu vergeben, Er kann es, weil er das Mensch gewordene Wort Gottes ist, weil er für uns am Kreuz gestorben und auferstanden ist. Und was dieser Johannes noch betont, ist, die Wirklichkeit unseres gebrochenen Menschseins vor Gott anzunehmen und auf Gottes Vergebung zu vertrauen: Wir sind Sünder.

Auch das ist kein Topthema der Theologie der Aufklärung oder unserer Tage. Die lutherische Orthodoxie hat gerade dieses Thema vielleicht zu sehr betont, uns Menschen zu sehr in die Finsternis gestellt und darüber das Licht, das Gott ist, wie Johannes schreibt, fahl werden lassen.

„Ach! ich bin ein Kind der Sünden, ach! ich irre weit und breit.“ So klagt der Mensch in barocker Manier in unserer Kantate.

„Wie kommst du darauf?“ fragen andere zurück, die sich gut finden und nicht ständig in Sack und Asche gehen wollen und gerade das für ein Kennzeichen des Christlichen halten. Für viele Menschen heute sind Sünde und Vergebung längst kein Thema mehr. Religion muss ohne das funktionieren, wenn sie ein Recht haben soll.

In der Gemeinde des Johannes damals war das nicht viel anders. „Was haben wir von einem Jesus, der über diese Erde gegangen ist? Als Idee oder Gedanke

eines vollkommenen Geistwesens ist er gut. Aber Menschwerdung Gottes, Leiden und Tod, um dann neu zu erstehen und in den Himmel zu fahren – und alles für uns? Lass ihn doch lieber gleich im Himmel. Mache ihn zu einem guten Geist, einem spirituellen Wesen, einem Genius, himmlisch, sündlos und weise.“ So verkündeten sie Christus und hatten nach ihrer Auffassung Anteil an seiner Sündlosigkeit und Weisheit. Das machte sie zu begnadeten Menschen und unterschied sie von allen anderen, ohne dass irgendeine ethische oder moralische Forderung oder Selbstkritik sie berührte, geschweige denn eine Sünde oder Schuld.

Der Verfasser des 1. Johannesbriefes könnte nun in weitausholender Polemik gegen diese Abweichler wettern. Doch er schimpft nicht über die, die ihn doch nicht hören, sondern preist umgekehrt die Wahrheit des Glaubens und des in Jesus Christus angebotenen Heils vor denen, an die er seinen Brief schreibt. Er lädt sie ein, den Mensch gewordenen Sohn Gottes wie einen Bruder zu umarmen und sich zugleich als Sünder, dem vergeben ist, an der Gemeinschaft mit dem Vater und dem Sohn zu freuen – so, wie das Evangelium dieses Tages in so menschlicher und anrührender Weise schildert, wenn der Vater den verlorenen Sohn umarmt und ihn damit wieder aufnimmt in die Gemeinschaft der Familie.

Das ist ein ganz wunderbarer theologischer Ansatz, weil er das Heilshandeln Gottes in Jesus Christus als ein Handeln für uns in die Mitte stellt und den Menschen als erlösten Sünder in diese Mitte ruft. Der Mensch, der sich seiner Fehlbarkeit und seiner Verlorenheit ohne Gott bewusst ist, darf sich des Heils gewiss sein, das Gott ihm schenken will, und immer wieder diese Mitte seines Lebens suchen und dorthin kommen.

Johannes Rist, der kluge Wedeler Pastor der Barockzeit, lutherisch orthodox, aber nicht verbohrte, der mit einem seiner vielen Choräle die Textgrundlage für unsere heutige Kantate geschaffen hat, beschreibt in der Sprache seiner Zeit genau diesen freundlichen Ansatz, den der Verfasser des 1. Johannesbriefes vorträgt.

Es ist die eine alte Geschichte der christlichen Botschaft, die hier verkündet und schon damals in Frage gestellt wird.

Als Paulus in Athen war, diskutierte er mit Anhängern verschiedener philosophischer Schulen, berichtet die Apostelgeschichte. Die Philosophen führten Paulus auf den Areopag. Dort entdeckte er den Altar für den unbekanntem Gott und verkündete ihn als den Schöpfer des Himmels und der Erde und Vater Jesu Christi, der Jesus von den Toten auferweckt hat. Die Philosophen fanden das Neue, das Paulus erzählte, zunächst spannend, weil es neu war. Alles Neue scheint erst einmal interessant.

Aber die Predigt von Auferstehung und Vergebung der Sünden war den Philosophen zu viel. Sie spotteten und zogen sich zurück. Wie ein Teil der johanneischen Gemeinde und wie manche Menschen heute.

Sie wollen und brauchen keinen Bruder Jesus, der sie ansprechen und zu ihnen sagen kann: „Ihr seid in die Irre gegangen. Kehrt um zu mir!“ Sie haben keine Umkehr nötig. Sie finden sich gut, wie sie sind. Und wir?

Was Menschen schon damals suchten, war ein Christentum ohne direkte Beziehung zu den eigenen Unzulänglichkeiten und der eigenen Vergänglichkeit. Ihr eigentliches Sein sei schon jetzt im Himmel, sagten sie, sei geistlich und in dieser Geistlichkeit jenseits der Welt längst im Frieden und längst auch vollkommen heilig.

Ist das menschlich angesichts des Elends in dieser Welt nicht nur weit weg, sondern vor unserer Haustür? Ist es mitleidsvoll, wie Christus Mitleid hatte mit den Leidenden und Verzweifelten, denen er begegnete?

Johannes verweist den Christenmenschen an den, der selbst als Mensch gelitten hat und dessen Wundmale der stärkste Beweis seiner Hinwendung zu uns Menschen sind, so dass die verzweifelte Seele glaubensgewiss singen kann: „Herr, ich glaube, hilf mir Schwachen, lass mich ja verzagen nicht; du, du kannst mich stärker machen, wenn mich Sünd und Tod anficht.“

Dietrich Bonhoeffer hat im 20. Jahrhundert – nach allen und mitten drin in den Krisen des Christentums – geschrieben: „Christsein heißt nicht, in einer bestimmten Weise religiös sein, sondern es heißt Menschsein.“

Ist das ein Widerspruch zu jenem frommen Glaubenssatz aus unserer Kantate? Der Ursprung des Bonhoefferschen Satzes liegt in der von Johannes mit aller Kraft verkündeten Botschaft vom Menschsein des Christus. In ihm begegnet der Gott, der ganz Licht ist, aber zugleich ein Gott mit dem Antlitz des Menschen. Es ist der Gott, der uns zu sich ruft. Das ist die Botschaft der Kirche von Anfang an, die in der Menschwerdung, im Leiden, Sterben und Auferstehen Jesu Christi gründet. Es ist die Botschaft des Gottes, der ein sterblicher Mensch wird, um uns fehlbare und sterbliche Menschen in sein vollkommenes Licht zu rufen und uns aufträgt, das schon hier in unserer Welt zu leben, weil wir gewiss sind, dass dieser Gott bei und in uns ist in allem, was wir tun.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.